

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Lebens-Reife
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebens - Reife

Von P. Häberlin.

Professor an der Universität Basel

Der Verlauf eines Menschenlebens von der Kindheit bis zur Reife geht nicht in allmählicher, regelmässiger Entwicklung, sondern in Etappen, in Sprüngen vor sich. Diese Differenziertheit zeigt sich schon innerhalb des Kindesalters. Paul Häberlin zeigt in diesem ersten Artikel, dass die grösste Revolution sich nicht in der Pubertät abspielt, sondern viel früher, im zarten Kindesalter, etwa vom vierten Lebensjahre an. In dieser Kampfzeit zeigt es sich, was aus dem Charakter werden soll.

I.

Am Verlauf des Menschenlebens, so wie er, unbeschadet aller individuellen Verschiedenheit, allgemein unser Schicksal ist, sind von jeher gewisse mehr oder weniger scharf gegeneinander abgegrenzte Perioden unterschieden worden: Kindheit, Jugendalter, Zeit der Reife, und endlich, wenn es so weit kommt, das Greisenalter. Mag sein, dass sich diese Einteilung physiologisch rechtfertigen lässt; sicher aber genügt sie nur einer mehr äusserlichen Betrachtungsweise. Einer verstehenden Innenschau, wie Psychologie sie anstrebt, wird je länger je deutlicher offenbar, dass weder die Kindheit noch die sogenannte Entwicklungsperiode, noch sogar das erwachsene, reife Alter je in sich so einheitlich zu charakterisieren sind, wie jene Einteilung es vorauszusetzen scheint. Vielmehr müssen innerhalb der Kindheit mindestens drei, innerhalb der Jugendjahre und des reifen Alters je mindestens zwei Etappen unterschieden werden, Etappen, die kaum

weniger deutlich sich voneinander abheben, als die Jugendzeit vom erwachsenen Alter oder die Kindheit als ganze von den Entwicklungsjahren.

Am deutlichsten drängt sich die Differenziertheit innerhalb des Kindesalters auf. Rechnen wir dieses Alter von der Geburt bis zum Einsetzen der sogenannten Pubertätsentwicklung, also etwa bis zum 13. Jahre in unserm Himmelsstrich — die Grenze schwankt ja von Individuum zu Individuum und ist auch bei den beiden Geschlechtern im allgemeinen etwas verschieden — so weiss jede aufmerksame Mutter, dass schon in dieser Zeit Veränderungen des ganzen Gebarens eintreten, welche manchmal erstaunliche Grade erreichen. Mag etwa eine äusserliche und schematische Intelligenzprüfungsmethode einen allmählichen und stetigen Fortschritt der innern Entwicklung konstatieren: Wer tiefer schaut und wer auf das Ganze achtet, dem kann es nicht verborgen bleiben, dass es da Rucke und Sprünge gibt. Dass man sie manchmal

nicht gewahr wird, vor allem aber, dass man sie noch häufiger nicht in ihrer Bedeutung für das Kind selber versteht, das hängt nicht nur mit einer verbreiteten Stumpfheit gegenüber dem kindlichen Innenleben zusammen, auch nicht allein mit den Schwierigkeiten, welche dem Erwachsenen das Eindringen in dieses Innenleben bereitet, sondern sicher zu einem sehr grossen Teil mit der fixen Idee, dass das Kind sozusagen noch keine innere Geschichte habe, noch keine tiefern Erlebnisse, noch keine Probleme, keine innern Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen kenne. Alles das, meint man, bringen erst die spätern Jahre mit sich, die Berührungen und Zusammenstösse mit der « realen Welt », die konkreten Aufgaben, welche « das Leben » in dieser Welt stelle. Man stellt sich die Kindheit als eine harmlose und unschuldige Zeit vor, unberührt von den Versuchungen und herabziehenden Notwendigkeiten des kämpfenden Lebens, ohne Kollisionen und Entscheidungsschwierigkeiten. Kurz, man meint, Kinder seien noch nicht eigentlich Menschen. Daher dann die Stumpfheit und die Schwierigkeiten des Verständnisses überhaupt, daher im besondern die Verständnislosigkeit für die Bedeutung jener Umschläge in der kindlichen Entwicklung.

In Wahrheit aber vollzieht sich wohl die grösste Revolution, welche der Mensch in sich selber durchzumachen hat, gerade im zarten Kindesalter, genauer etwa vom Beginn des vierten Lebensjahres an, und sie bedeutet eine Umwälzung, deren Signatur innere Not, Auseinandersetzung mit sich selbst, folgenschwerste Entscheidung ist. Es tut der Intensität und der einschneidenden Bedeutung dieser Revo-

lution keinen Eintrag, dass sie nicht im Lichte klaren Selbstbewusstseins vor sich geht; im Gegenteil: das Fehlen der Bewusstheit trägt seinerseits dazu bei, die Schwierigkeiten der Lösung aus der Krisis zu verschärfen. — Aber wir wollen den Hergang der Reihe nach erzählen.

Man könnte den ersten Lebensabschnitt, etwa die ersten zweieinhalb oder drei Lebensjahre, als die Zeit des blossen Vegetierens bezeichnen. Jedenfalls präsentiert sich das Kind dieses Alters unserm Blick als ein Bündel von individuellen Bedürfnissen der Vitalität, und mehr als die Befriedigung der momentanen Notdurft des Lebens scheint nicht in seinem Sinn zu stehen. Die Bedürfnisse erscheinen auch noch wenig differenziert, so dass die grossen Grundrichtungen des Lebenstriebes recht deutlich hervortreten. Wir kennen diese Richtungen als Trieb der Selbsterhaltung oder Selbstbehauptung einerseits, und als Bedürfnis der Selbstveränderung anderseits — ein Bedürfnis, welches in seinem Ausdruck so wandelbar ist, wie es eben die Möglichkeiten der Selbstveränderung sind. Im frühkindlichen, vegetativen Alter tritt der erste dieser beiden Grundtriebe sichtbar auf als einfaches Regenerationsbedürfnis, Bedürfnis nach Nahrung, Schlaf, Wärme. Daneben sind aber auch gewisse Manifestationen des Veränderungstriebes deutlich erkennbar: Beschäftigungsdrang, Abwechslungsbedürfnis, Spieltrieb, Hingezogensein zu gewissen Objekten, Wunsch, nicht allein zu sein, endlich ein gewisses aktives und passives Zärtlichkeitsbedürfnis, das sich vorwiegend als Freude an der Berührung und am Berührtwerden (in den verschiedensten Formen) äussert. Es würde zu weit führen,

genau zu zeigen, dass alle diese genannten Bedürfnisse in der Tat Spielarten jenes einen Triebes nach Selbstveränderung sind, und dass sie zum Trieb der Selbsterhaltung zuletzt in diametralem Gegensatz stehen. Aber es muss jetzt schon hervorgehoben werden, dass hier, im Selbstveränderungs- oder Selbstenttäuschungstrieb, die Wurzel aller jener « natürlichen » Liebesbedürfnisse gegeben ist, welche den Menschen zum Objekt, im bekanntesten Fall eben zum andern Menschen, hintreiben — zum Objekt, welches ihm Gelegenheit und Ansporn zur « Veränderung », zur « Identifikation » oder zum « Einswerden » ist und eben dadurch zum Liebesobjekt wird. (Vgl. des Verfassers Buch « Der Geist und die Triebe ».)

Für die ersten Lebensjahre nun ist es charakteristisch, dass die genannten Urbedürfnisse des Individuums, trotz ihrer gegensätzlichen Richtung, noch verhältnismässig wenig miteinander in akuten Konflikt geraten (wie es im spätern Leben sehr oft der Fall ist). Wir wollen den Gründen dafür nicht bis zuletzt nachgehen, sondern einfach auf die in dieser Hinsicht günstige Situation des kleinen Kindes aufmerksam machen, die ihm erlaubt, einerseits seine verschiedenartigen und doch in sich wenig differenzierten Bedürfnisse n a c h e i n a n d e r sozusagen restlos zu befriedigen, so dass ein eigentlicher Konflikt kaum aufkommen kann — und anderseits sehr oft dem Trieb der Selbsterhaltung zugleich mit dem Spiel- oder dem Berührungs- und Zärtlichkeitsbedürfnis ausreichende Befriedigung zu verschaffen. Das Kind kann sich satt trinken, dann schlafen, dann sich bewegen, krähen, spielen, strei-

cheln und sich streicheln lassen — und dann wieder, hungrig oder schläfrig geworden, den Selbsterhaltungstrieb zu seinem Rechte kommen lassen. Und anderseits erlaubt die Gunst der Verhältnisse im allgemeinen, dass es bei der Nahrungsaufnahme, ohne diese zu stören, zugleich seinem Objekttrieb, z. B. in Form des Berührungs- oder Zärtlichkeits- oder Spielbedürfnisses, Genüge tun kann, oder dass es im Spiel, in der « hingebenden » oder « liebenden » Beschäftigung mit dem Objekt, wie im Austoben des Bewegungsdranges, zugleich gewissen Forderungen der Selbsterhaltung (Gesundheit, Stärkung der Muskeln und der innern Organe) « instinktiv » Befriedigung verschafft. So dass also « Veränderungsfreude » und « Selbsterhaltungslust » noch zusammengehen und eins das andere nicht stört. Darin liegt ja das eigentliche « Glück » der frühen Kindheit, jedenfalls eine Seite jener Konfliktlosigkeit, die uns Erwachsenen so verhältnismässig selten beschieden ist, sofern wir nicht eigentliche « Lebenskünstler » sind. Man denke nur an den Kampf zwischen « Arbeit » (zum Zwecke der Selbsterhaltung) und « Vergnügen » (im Sinne der spielenden Beschäftigung oder der Befriedigung anderer « Gemütsbedürfnisse »), zwischen « Geld und Liebe », usw.

Aber es ist noch ein Anderes und vielleicht Wichtigeres, was die frühe Kindheit zu einer « glücklichen », d. h. konfliktlosen Zeit macht. Und dies Andre ist es auch, was besonders den Eindruck des einfachen, sozusagen naiven oder harmlosen « Vegetierens » erweckt. Es ist das anscheinende Fehlen einer andern Art von innerm Konflikt, die wir Erwachsene nur zu gut kennen. Dies ist es : Das

kleine Kind nimmt, soviel wir sehen können, noch nicht beurteilende, bewertende, zensierende Stellung zu seinen eigenen vitalen Bedürfnissen und den ihnen entsprechenden Handlungen. Es «lebt einfach dahin». Sein Leben ist in der Tat noch einfach, noch nicht gespalten in jenes doppelte Leben, das einerseits «gelebt» und anderseits noch einmal «betrachtet», beurteilt, gewertet wird. Es scheint nicht zu reflektieren, und vor allem: es scheint den Gegensatz richtig—unrichtig, gut und böse noch nicht zu kennen. Darum kann es nicht mit sich selber in moralischen Konflikt kommen, es kann mit sich selber nicht unzufrieden sein. Insofern lebt es ein paradiesisches Leben.

Dies alles ändert sich nun, und zwar manchmal mit überraschender Plötzlichkeit, etwa um die Wende des dritten und vierten Lebensjahres. Was zunächst auffällt, ist ein verhältnismässig stärkeres Hervortreten des einen Grundtriebes, nämlich der Veränderungssucht, vor dem andern. Das Zurücktreten der selbsterhaltenden Tendenz äussert sich gelegentlich in deutlichem Nachlassen der Esslust, auch in zunehmender Unruhe während der Schlafenszeit. Dafür tritt der Bewegungsdrang, der Spieltrieb, das Abwechslungsbedürfnis, vor allem aber das Bedürfnis nach Zärtlichkeit — das erotische Bedürfnis — deutlich in den Vordergrund. Nicht bei allen Kindern gleich stark; es kommt da auf die Veranlagung, wesentlich aber auch auf das Verhalten der Umwelt (Zärtlichkeits-Verwöhnung!) an. Das Bedürfnis nach dem Zusammensein und dem sympathetischen Verkehr mit andern Wesen wächst. Es ist eine deutliche Sehnsucht nach andern Kindern, nach Tieren, nach Beachtung von

seiten der Erwachsenen zu spüren — alles Zeichen anwachsender Stärke jenes Identifikationstriebes, den wir in der Form des Liebesbedürfnisses am besten kennen. Die ganze Welt wird «personifiziert»: Das Kind schafft sich mit seiner auch das «Tote» belebenden Phantasie immer neue Objekte, zu denen es in ein sympathetisches, ja zärtliches Verhältnis treten kann. Es geht ganz auf im «spielerischen» Verkehr mit diesen Objekten, es vergisst darüber sich selbst (Zurücktreten des Ichtriebes). Auch der eigene Leib wird ihm mehr und mehr zu einem Gegenstand des Spieles und der zärtlichen oder doch neugierigen Beschäftigung. Die Phantasie schwillt mächtig an, jene Fähigkeit, die Welt mit Wunschgebilden zu bevölkern und aus der Einsamkeit eine belebte Fülle von Verkehrsmöglichkeiten und Liebesmöglichkeiten zu erschaffen. Daher der Hang zum Märchen, dieser infantilen Völkerphantasie. Da ist kein Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit. Für die Sehnsucht nach dem «Du», nach dem Andern, ist alles wirklich, was ein Anderes, ein Du ist, sei es «real» oder phantasiert, und es ist um so intensiver wirklich, je mehr es «anders», je seltsamer und daher anregender und aufreizender es ist.

Dieses Anschwellen des vom Ich wegführenden, ausschweifenden Veränderungstriebes bringt es nun aber mit sich, dass seine Befriedigung nicht etwa nur am gelegentlichen Widerstand der Aussenwelt (darüber hilft die Phantasie weitgehend hinweg), sondern hauptsächlich an der immerhin auch noch vorhandenen Selbstbehauptungstendenz sich manigfach stösst. Jener Friede oder jenes

schiedliche Auskommen der beiden Grundtriebe nebeneinander, wie es für die ersten Jahre charakteristisch war, ist gestört durch den übermässig wachsenden Anspruch des einen von ihnen. Die Phantasie stösst sich an der Realität, mit welcher die Selbstbehauptung zu rechnen hat; das Märchen kommt in Konflikt mit der Notdurft des Lebens; Hunger und Schlafbedürfnis kämpfen für ihr Recht, kämpfen also gegen den unruhigen Beschäftigungsdrang und das Sichverlieren im Spiel und in der aufgeregten Phantasie. Die Symptome dieser also einsetzenden innern Gegensätzlichkeit, des Triebkonfliktes, sind deutlich wahrzunehmen als Stimmungsschwankungen, Zerfahrenheit, Wechsel von Appetitlosigkeit mit wahrer Essgier, von Zeiten der Schlaflosigkeit mit Zeiten der Schlafsucht, von Perioden ausschweifenden Spieltriebes mit solchen, da dem Kinde alles langweilig ist und da es die geliebtesten Spielsachen zerstören kann. Ganz analog wechseln Zeiten übermässiger Zärtlichkeit mit Momenten eines ausgesprochen abweisenden und gleichgültigen Verhaltens gegen sonst geliebte Personen. Alles Reaktionserscheinungen, in denen der zurückgedrängte Selbstbehauptungstrieb sich sozusagen zur Wehr setzt.

Die Mütter wissen am besten, wie schwierig in dieser Zeit die Behandlung der Kinder ist. Wie gut waren sie eigentlich zu haben, als sie noch ganz kleine Kinder waren! Jetzt «kennt man sie manchmal nicht mehr». Schon in den Gesichtsausdruck kommt etwas Fremdes hinein, ein Zug der Unruhe und Unstetigkeit, der Spannung, der häufigen Missvergnügtheit. Man kann es deutlich spüren: eine neue Lebensperiode hat

eingesetzt. Diese ganze kindliche Erregungszeit (wie wir sie am liebsten nennen möchten) pflegt mit Schwankungen und Rückschlägen ein paar Jahre zu dauern, in der Regel, wiewohl allmählich ausklingend, etwa bis zum siebenten oder gar achten Lebensjahr — wobei der Schuleintritt allerdings gewöhnlich in der Weise modifizierend wirkt, dass nach anfänglicher Steigerung der Unruhe ein rasches Abklingen der ganzen Periode eintritt oder dass doch durch das äusserlich geregeltere Leben ihre Symptome mehr oder weniger zugedeckt werden.

Aber wir haben noch nicht alle Merkmale der Erregungszeit genannt. Ihr wichtigstes Charakteristikum — wichtig in Anbetracht der ganzen Entwicklung des Charakters und der zukünftigen Lebensgestaltung — hängt vielmehr mit dem Auftreten jener andersartigen innern Auseinandersetzung zusammen, die wir, als verschieden vom Konflikt der Triebe untereinander, bei der Charakteristik der ersten Lebensjahre (wo sie allem Anschein nach noch fehlte) erwähnt haben. Die naive, harmlose Zeit des einfachen Dahinlebens ist etwa mit dem Beginn des vierten Jahres vorbei. Die «Reflexion» setzt ein, zwar nicht von Anfang an in ihrer verstandesmässigen oder wissenden Form, wohl aber als Reaktion des Gefühls auf das eigene Verhalten. Dem Kinde von vier Jahren ist bereits die Selbstbeurteilung nicht mehr fremd, die (gefühlsmässige) Bewertung dessen, was es will und tut. Es fängt an zu wissen — genauer: zu fühlen — was gut und böse ist. Es hat vom Baum der Erkenntnis gegessen, und damit ist die paradiesische Zeit zu Ende.

Der Keim oder die Fähigkeit dieser

Selbstbeurteilung muss wohl als von Anfang an vorhanden gewesen vorausgesetzt werden. Aber wir sehen vor der Mitte des dritten oder dem Beginn des vierten Jahres kaum Spuren davon. Um so aktiver entfaltet sich der Keim dann aber in der Erregungszeit, und es liegt nahe, an einen Zusammenhang mit der ganzen Triebverschiebung dieser Zeit zu glauben. Solange, wie in den ersten Jahren, die beiden Grundtriebe schiedlich-friedlich nebeneinander existieren und befriedigt werden konnten, befand sich das junge Individuum sozusagen im innern Gleichgewicht. Das in der Erregungszeit einsetzende Ueberwuchern des Veränderungstriebes droht dies Gleichgewicht zu stören und bildet daher eine Gefahr für die zukünftige Entwicklung. Die « Natur » selbst muss dieser Gefahr einen Damm, eine Gegenwirkung gegen die innere Zersetzung, entgegenstellen, und sie kann es kraft jener vorauszusetzenden Fähigkeit der Selbstbeurteilung. Die drohende Masslosigkeit des einen der beiden Grundtriebe ruft eine hemmende oder regulierende Kraft auf den Plan, die bisher geschlummert hatte. Das Gefühl des Kindes selbst reagiert mahnend und einschränkend gegen das Uebermass einseitiger Triebansprüche und damit gegen die drohende Zerstörung des relativen Gleichgewichts. Wir nennen jene regulierende Kraft, welche in dieser Gefühlsreaktion sich kundtut, die geistige Potenz, weil alles, was wir im spätern Leben des Menschen als geistige Leistung zu bezeichnen gewohnt sind, der Wirksamkeit dieser mass- und normsetzenden Kraft zu verdanken ist (was hier nicht im einzelnen gezeigt werden kann; vgl. das zitierte Werk).

Man kann ja auch einfach sagen : Mit dem Beginn der « erotisch » überschäumenden Erregungszeit erwacht zugleich das Gewissen. Denn jetzt wird seine Funktion notwendig. Wenn das Uebermass droht, tritt der Sinn für das Mass, das Richtige, in Aktion; vorher war dies sozusagen nicht nötig.

Aber was immer es mit diesem Zusammenhang zwischen der Triebverschiebung und dem neuen Phänomen auf sich habe : Sicher ist dieses Erwachen des Gewissens ebensosehr charakteristisch für das in Frage stehende Alter wie jene Verschiebung. Es ist von jeher aufmerksamen Beobachtern aufgefallen, dass Kinder nur etwa bis zu drei Jahren schon äusserlich jene kindlich-harmlosen Züge zu tragen pflegen, welche uns in Entzücken und Rührung zu setzen imstande sind. Von da an mehrten sich die Zeichen innerer Unruhe. Die Kinder sind öfter launisch, missvergnügt, fallen von einem Stimmungsextrem ins andere, bewegen sich in Gegensätzen des Verhaltens, die es den Eltern oft schwer machen, mit ihrem Verständnis und ihrer Geduld noch mitzukommen. Unerklärliche Depressionen treten auf, besonders deutlich auch mehr oder weniger sinnlose Aengstlichkeit und Grillenhaftigkeit. Zeiten des Hungers nach Verkehr, z. B. mit andern Kindern, wechseln mit Perioden spielverderberischer Eigenbrödelei und Einsamkeitslust. Verlegenheit, Scheu, « unmotiviertes » Weinen, auch wohl Ausbrüche von Zorn oder Trotz, ja von Boshaftigkeit erschweren den Kontakt mit dem vormals so zugänglichen Kinde.

Das alles sind im wesentlichen Symptome der Tätigkeit des Gewissens, und zwar gerade Symptome von schlechtem

Gewissen, jedenfalls von innerer Auseinandersetzung und von Uneinigkeit des Kindes mit sich selbst. Wir wissen ja auch von Erwachsenen, dass sie dann am ungeniessbarsten sind, wenn sie mit sich selber nicht zufrieden sind. Im Kinde dieses Alters kämpft die erwachende Geistigkeit um ihre Herrschaft über die Ansprüche gesteigerten Trieblebens. Das bringt Unruhe, Präokkupation, Stimmungsschwankung, Unzufriedenheit mit sich. Wer aber mit sich selber nicht im reinen ist, der ist unzufrieden auch mit der Welt, und er kann auch mit ihr nicht zu einem ruhigen Verkehrston kommen. Die ständige innere Auseinandersetzung macht das Kind reizbar, in sich gekehrt, scheu, zu Verbergen und Heimlichkeit neigend; die harmlose Aufgeschlossenheit ist dahin. Und die Art, wie die Erwachsenen durchschnittlich auf das befremdende Betragen der Kinder reagieren, ist nicht geeignet, die innere Ruhe der letztern zu fördern, im Gegenteil. Das kindliche Leben dieses Alters ist nicht mehr « glücklich »; jedenfalls ist es schwerer, als die meisten Erwachsenen glauben.

Auch Aengstlichkeit und Depressionen sind Symptome der Unausgeglichenheit. Gefühlsmässig verurteilt das Kind die Masslosigkeit seiner Triebansprüche. Der unmittelbare Ausdruck dieses Gefühlsurteils ist die Scham oder Scheu. Aber das sind nur andere Worte für ein früher unbekanntes Gefühl der Unreinheit oder Schuld, und dies ist das Deprimierende. Die Aengstlichkeit aber geht unmittelbar daraus hervor. Denn Schuld ruft nach Sühne (auch wo das Kind die äussere Strafe noch gar nicht kennen sollte), und Aengstlichkeit ist die unbe-

stimmte Erwartung eintretenden Unheils, das die Sühne vollziehen soll. Man hat Beispiele genug, dass gewissenbelastete Kinder geradezu sich Selbstbestrafung auferlegen, eben um jener ängstlichen Erwartung ein Ende zu machen und die Sühne herbeizuführen. In ihrer Phantasie mehren sich schreckhafte und unheimliche Bilder. Die Träume werden unruhig, und nicht selten kommt es zu ängstlichem Schreien im Schlaf oder im Erwachen. Dämonen, innere Dämonen, quälen das Kind, und die Phantasie schafft sich äussere Bilder dieser quälenden Geister. Die Gegenstände, eine Maserung in der Schranktüre, ein Bild, eine Spielsache, bekommen dämonische Züge; die Dunkelheit wird unheimlich. Der Grund von alledem liegt in dem unheimlichen Gefühl des Kindes, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren, in der Anstrengung der geistigen Potenz, die ihres Sieges noch in keinem Augenblick sicher ist.

Die ganze Kampfzeit pflegt, wie gesagt, etwa vier Jahre zu dauern; der Höhepunkt liegt wohl im allgemeinen im 5. und 6. Lebensjahr. In dieser Zeit muss es sich entscheiden, was aus dem Charakter werden soll. Denn die Gestaltung der innern — und infolgedessen sehr wesentlich auch der äussern — Zukunft ist abhängig vom Ausgang des Kampfes um die Herrschaft des Geistes über die Triebansprüche. Im günstigsten Fall lernt das Kind in dieser seiner kritischen Zeit, sich zu meistern, insbesondere eben in seinem Anspruch auf liebende Beachtung, auf Genuss und Vergnügen, auf schweifende Abwechslung und spielerisch-geniessende Einstellung zur Umwelt und auch zu sich selbst, auf zärtliche und aufreizende Berührungs-

wonnen und ähnliches. Es lernt, der mahnenden und maßsetzenden Stimme des Gewissens sich prinzipiell zu unterwerfen und auf diese Weise den innern Frieden zu schaffen. Der geistige Charakter geht dann gefestigt und für zukünftige Kämpfe gestärkt aus der kritischen Periode hervor. Das Kind ist befähigt, sachliche Werte oder Notwendigkeiten der blossen Befriedigung eigener Triebwünsche entgegenzustellen und auch vorzuziehen — bis zu einem gewissen Grade wenigstens.

Aber nicht immer verläuft die Krisis so günstig. Mag es an der Anlage oder an falscher Behandlung von seiten der verantwortlichen Erzieher liegen: Oft genug setzen die subjektiven Ansprüche sich dauernd gegen alle innere Mahnung durch, und dann kommt es zu jener « Meisterlosigkeit » des Charakters, welche bekannt ist als Unfähigkeit der Einordnung in sittliche, überhaupt geistige Notwendigkeiten, als Subjektivität und Zügellosigkeit der Ansprüche an das Leben und der entsprechenden Lebensweise. Das Gewissen verschwindet damit natürlich nicht. Aber es wird geschwächt, und soweit es noch lebendig ist, erschöpft es sich doch in unfruchtbarem innern Protest. Es wird eine Art von Kompromiss geschlossen zwischen den zügellosen Wünschen und dem geistigen Anspruch. Die Wünsche werden befrie-

digt, so gut es geht; dafür aber wird bezahlt mit einem Rest von dauerndem « schlechten Gewissen », d. h. von Uneinigkeit und Unzufriedenheit mit sich selbst. Die innere Disharmonie wird permanent, ohne in stets neu aufgenommenem ehrlichen Kampfe stets neu zu relativer Eindeutigkeit und Klarheit des Lebens überwunden zu werden. Die Krisis ist nicht grundsätzlich gelöst, sondern sie dauert in mehr oder weniger latentem Zustand weiter. Die Erregungszeit hat sozusagen ihre biologische Mission nicht erfüllt; sie hat nicht den « normalen » Verlauf genommen.

Mit diesem Ausdruck « normal » stoßen wir zum erstenmal auf die Frage der Lebensreife. Was mit dieser Reife gemeint ist, wenn man sie nicht im rein physiologischen oder vitalen Sinne, sondern in ihrer psychologischen Bedeutung nimmt, das ist doch wohl jene Fähigkeit der Bemeisterung des Lebens, welche im wesentlichen in der Meisterschaft über sich selber besteht. Meister über sich selber ist, wer es versteht, sich den sachlichen, vom Geiste bejahten Lebensnotwendigkeiten unter Beherrschung seiner Triebansprüche einzuordnen. Der erste und vielleicht entscheidende Schritt dazu ist in der kindlichen Erregungszeit zu tun; geschieht er hier nicht, so ist die Reife später schwerlich und jedenfalls nur unter grossen Schmerzen zu erlangen.

(Schluss folgt.)

